

Rateb will jetzt Steuern zahlen

Er wundert sich über Papierkram und Pünktlichkeit, liebt aber Käsespätzle und Kollegen.
Wie dieser junge Syrer in der Provinz Arbeit gefunden hat **VON TIM KUMMERT**

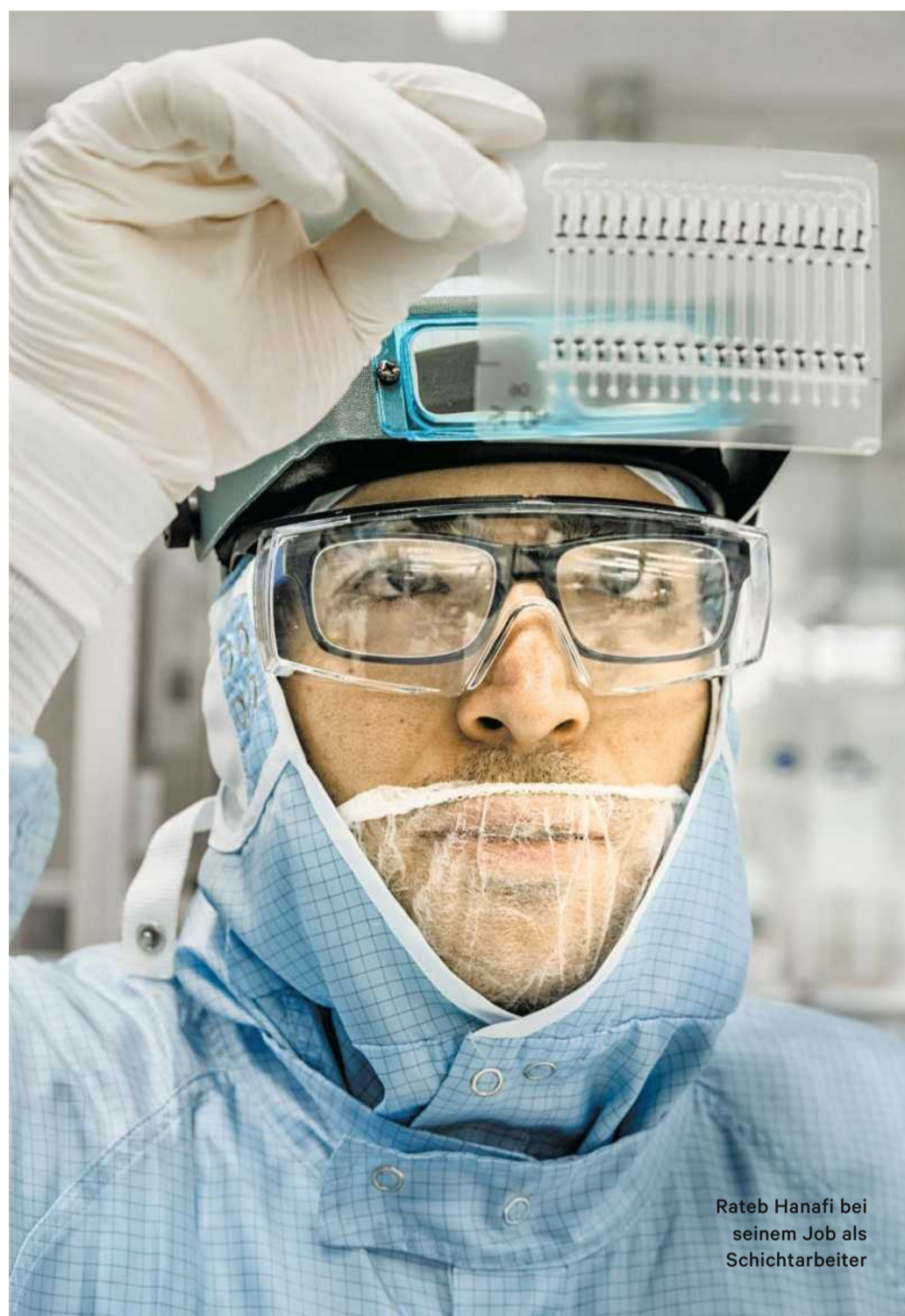
Rateb Hanafi ist jetzt seit einem halben Jahr in Deutschland, und sein Deutsch so gut, dass er die Nachrichten im Fernsehen versteht. Sie verunsichern ihn. »Ich habe mitbekommen, dass nicht alle am Bahnhof stehen und Flüchtlinge wie mich winkend begrüßen«, sagt der studierte Buchhalter aus Damaskus. Er sieht die Menschen, die gegen die Flüchtlingsheime demonstrieren, und hofft, dass die Mehrheit der Deutschen anders denkt, hofft, dass sie hinter Angela Merkel stehen und deren Prophezeiung »Wir schaffen das« in Erfüllung geht.

Hanafi hat bisher gute Erfahrungen mit Deutschland gemacht. Er hat eine Aufenthaltserlaubnis und seit Oktober eine Arbeit in der Nähe von Karlsruhe: in Waldbronn, bei Agilent, einem Unternehmen, das sogenannte Screen Tapes produziert, kleine Plastikkarten, auf denen ausgestanzte Röhren befestigt sind. Diese Plastikkarten werden beispielsweise bei Dopingkontrollen benutzt. Hanafi arbeitet im Schichtdienst, eine Woche von 14.30 bis 23 Uhr, eine Woche von 6 bis 15 Uhr.

Ein ehemaliger Mitarbeiter der Firma hatte ihm einen Praktikumsplatz vermittelt, Hanafi bewährte sich und ist jetzt über eine Leiharbeitsfirma bei Agilent angestellt. Sein Chef Traugott Maurer ist zufrieden mit dem neuen Mitarbeiter: »Er ist ein völliger Teamplayer, gibt sich Mühe, ist wissbegierig, lernt schnell.« Es sei toll zu sehen, wie Hanafi sich integriere. Er rufe um die Mittagszeit auch schon fröhlich »Mahlzeit« auf dem Flur, erzählt Maurer und lacht.

Rateb Hanafi macht die Arbeit Spaß. »Ich fühle mich dort sehr comfortable«, sagt er. Ein bis zwei Jahre möchte er noch bei Agilent in Waldbronn arbeiten, vor allem um seine Deutschkenntnisse zu verbessern. Dann würde er gerne seinen Traum weiterverfolgen und Architektur studieren.

Die Flüchtlingsklasse der Bertha-von-Suttner-Schule in Karlsruhe hat er nur im Sommer besucht. Die Altersbeschränkung liegt bei 24 Jahren. Hanafi ist jetzt 26. Aber auch wenn er nur wenige Wochen in der Schule war, sie hat ihm viel gebracht: »Ich habe Menschen kennengelernt, mit denen ich Deutsch sprechen kann. Das war der größte Gewinn für mich.« Hanafi hält auch noch Kontakt zu



Rateb Hanafi bei seinem Job als Schichtarbeiter

einer der Lehrerinnen, Odette Kellermeier. Erst vor Kurzem hat sie ihn und seinen besten Freund zu einem Essen mit ihrer Familie eingeladen. Sie sagt über Rateb Hanafi: »Er war einer der wenigen, die ihren Ordner mit nach Hause nahmen und dort weiterlernen.« Neulich habe er ihr erzählt, dass er diesem Land etwas zurückgeben wolle, Steuern zahlen wolle, aus Dankbarkeit, weil er hier aufgenommen wurde. Rateb Hanafi wird nun einen anderthalbjährigen Sprachkurs machen, immer am Wochenende. Das Bundesamt für Migration übernimmt einen Teil der Kosten, etwa die Hälfte muss er selbst zahlen.

Man hat den Eindruck, Hanafi fühlt sich wohl in seinem Leben in Deutschland. Wenn er freihat, trifft er sich mit Freunden zum Kaffeetrinken, fährt nach Karlsruhe und geht im Schlosspark spazieren (»Es ist wunderschön dort!«). Manchmal geht er dann auch etwas essen, setzt sich in eines der kleinen Lokale in der Innenstadt. »Wenn es Käsespätzle gibt, esse ich Käsespätzle. Immer! Ich liebe dieses Gericht«, sagt Hanafi.

Er ist schon mit vielem in Deutschland vertraut. Der hohe Wert der Pünktlichkeit etwa, kein Problem. Was ihm aber immer noch fremd ist: »Der ganze Papierkram mit den Behörden, das ist wirklich Wahnsinn. Papier, Papier, Papier – was ich schon an Papieren geschrieben und bekommen habe, seitdem ich hier bin, das kann ich gar nicht mehr zählen.«

Eines hat er aber Anfang November sehr gerne unterzeichnet: seinen Mietvertrag. Er wohnt jetzt in Langensteinbach in einer eigenen Wohnung, nicht weit von seiner Arbeitsstelle. Die Frau, die ihn

anfangs aufgenommen hatte, wollte für das Zimmer kein Geld haben. »Es gibt viele, die das Zimmer dringender brauchen als ich«, sagt Hanafi. »Ich verdiene ja mittlerweile mein eigenes Geld.«

Seit August befinden sich auch seine Mutter, seine Schwester und sein Onkel in Deutschland. Noch sind sie in einem provisorischen Flüchtlingsheim in einer Kaserne nahe Würzburg untergebracht. Mit zehn weiteren Flüchtlingen teilen sie sich ein Zimmer. Im November hat Hanafi sie besucht – und konnte seine Mutter nach drei Jahren zum ersten Mal wieder in die Arme schließen.

Seine Verwandten sind über die Türkei und Griechenland geflohen. Die jüngere Schwester hatte gedrängelt: Als sie hörte, dass es Rateb gut gehe, fragte sie die Mutter immer wieder: »Wann gehen wir?« Die Mutter bestand darauf, dass sie erst ihren Schulabschluss machte. Als es so weit war, verkauften sie ihre Wohnung samt Möbeln, gaben alles auf.

Hanafis Vater und eine kleine Schwester sind noch in Syrien. »Ich rufe meinen Vater jede Woche an, um zu fragen, wie es ihm geht.« Der Vater überlegt, auch nach Deutschland zu kommen, vielleicht schon in diesem Jahr. Hanafi hofft, dass es gut geht.

Sein Cousin ist im Oktober auf der Flucht gestorben. In einem kleinen Gummiboot, auf dem Weg von der Türkei nach Griechenland. Es sei stürmisch gewesen, eine riesige Welle türmte sich vor dem Boot auf, da habe sein Cousin einen Herzinfarkt bekommen. Hanafi sagt: »Die Angst hat ihn umgebracht.«



Serie: Ankommen (2)

Rateb Hanafi ist 26 Jahre alt und kommt aus Damaskus. Im August berichteten wir über seinen Weg von Syrien über Ägypten und Italien nach Deutschland und darüber, wie er in Karlsruhe mit anderen Flüchtlingen anfang, Deutsch zu lernen (ZEIT Nr. 33/15). Ein halbes Jahr später hat er Arbeit und eine Wohnung gefunden. Wie fühlt er sich in Deutschland? Was macht seine Familie? Das sind Fragen, die er beantwortet. Wir begleiten Hanafi durchs Jahr 2016 und berichten auch, was Hochschulen und Schulen für Flüchtlinge tun.

Welle türmte sich vor dem Boot auf, da habe sein Cousin einen Herzinfarkt bekommen. Hanafi sagt: »Die Angst hat ihn umgebracht.«

www.zeit.de/audio

»Es zählt, was wir im Kopf haben«

Auch ohne Zeugnisse dürfen sich Flüchtlinge an der Universität des Saarlandes bewerben.
Mohammad Al Saqqa über das Forscherdasein in Saarbrücken und Damaskus

Nach der Flucht fühlt man sich erst mal in Sicherheit und frei. Doch schnell weicht die Erleichterung einer großen Leere. Viele von uns waren ja etwas in Syrien und haben nun alles verloren: die Heimat und den Besitz, aber auch unsere Sprache und unsere Ausbildung, die plötzlich nichts mehr zählen. Wir fühlen uns wie ein Nichts.

Durch glückliche Zufälle bin ich als Doktorand an der Universität des Saarlandes gelandet. Hier dürfen sich Flüchtlinge auch ohne Zeugnisse für ein naturwissenschaftliches Studium bewerben. Nur eine Aufenthaltsgenehmigung und den Ausweis müssen sie zum Eingangstest mitbringen. Ich habe die Informationen über den Test ins Arabische übersetzt.

Der Test prüft das, was ein deutscher Gymnasiast im Mathe-Abitur wissen muss. Damit soll sichergestellt werden, dass sich die Bewerber für ein Studium in Physik, Informatik oder Ingenieurwissenschaften eignen. Wer den Test gut besteht, lernt ein Jahr lang Deutsch und darf sich dann einschreiben. Die Uni schaut also nicht nach den Papieren, sondern nach dem, was wir Flüchtlinge im Kopf haben.

Ich selbst bin aber Geisteswissenschaftler. Seit fünf Monaten promoviere ich in Amerikanistik über die Darstellung der USA in den Medien des Nahen Ostens, mit einer kleinen Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft. Knapp ein Jahr zuvor bin ich aus Syrien geflüchtet. Wir sind zu dritt aus Damaskus aufgebrochen, meine beiden ältesten Brüder und ich. Unsere Flucht ging über die Türkei, Italien und Österreich nach Deutschland ins Saarland. Als ich hier ankam und zu Hause anrief, dachte meine Mutter wohl, sie spreche mit einem Geist. Es hieß nämlich, wir wären alle auf der Flucht ertrunken. Wenn ich in Syrien geblieben wäre, wäre ich auf jeden Fall gestorben. Sie wollten mich zum Militär einziehen und in den Krieg schicken. Erst konnte ich das vermeiden, weil ich Staatsangestellter war. Ich habe an der Universität Englisch unterrichtet, Konzepte für das Bildungsministerium entwickelt und Lehrer ausgebildet. Doch dann gingen dem Regime die Soldaten aus.

An der Uni in Damaskus geht der Betrieb offiziell weiter, aber das ist Fassade. Immer mehr Akademiker verlassen das Land. Das Leben in Damaskus ist die



Vom Flüchtling zum Doktoranden: Mohammad Al Saqqa in der Bibliothek der Uni Saarbrücken

Hölle. Früher roch es überall nach Jasmin in dieser wunderschönen Stadt, heute riecht es nach Tod. Selbst einfache Lebensmittel sind fast unerschwinglich. Als es nicht mehr auszuhalten war, beschloss meine Familie, die Ersparnisse zusammenzulegen und uns Brüder nach Deutschland zu schicken.

Deutschland hatte schon immer einen guten Ruf in Syrien, gerade unter Akademikern. Vor dem Bürgerkrieg gab es ein Goethe-Institut in Damaskus und viele deutsche Arabischstudien. Ich hatte immer den Eindruck: Deutschland ist für Menschen mit Verstand ein fruchtbarer Boden.

Doch was sollte ich in diesem fremden Land machen? Als syrischer Dozent für Englisch mit einem Masterabschluss einer Universität, die kaum einer kennt? Ich ging zur Handelskammer, zur Caritas, zur Flüchtlingsberatung. Überall hieß es, leider haben wir nichts für Sie. Mit 32 Jahren fühlte ich mich wie tot, hinrot. Und dann starb auch noch mein Vater. An einem Herzinfarkt, an Kummer. Ich überlegte ernsthaft, aufzugeben und nach Syrien zurückzukehren.

Da schickte Gott, ja, es muss Gott gewesen sein, eine junge Frau in unser Flüchtlingsheim. Sie brachte Schokolade, wir kamen ins Gespräch. Über die englische Sprache, über englische Romane, über die Kunst des Übersetzens. Sie hieß Ilka Hofmann, promovierte in Amerikanistik und fragte mich, ob ich das Gespräch an der Uni fortsetzen wolle. Ein paar Tage später saß ich mit ihr im Doktorandenkolloquium. Das war der Moment, in dem sich mein Schicksal wendete. Die Professorin, Astrid Fellner, bot mir an, meine Masterarbeit zu lesen. Ich hatte sie auf einer Festplatte gespeichert, zusammen mit meinen Zeugnissen, vielen Notizen und rund 500 Büchern, mein gesamtes akademisches Leben also. Die Masterarbeit gefiel Professorin Fellner und sie bot mir an, bei ihr zu promovieren. Es war, als wäre ich neugeboren. Heute habe ich einen eigenen Schreibtisch in der Uni, einen Laptop und Zugang zu einer riesigen Bibliothek. Manchmal sitze ich von morgens um acht bis abends in meinem Büro und lese und lese.

Die meisten Deutschen wissen nur wenig über Syrien. Man fragt mich manchmal, ob wir in der Wüste mit Kamelen leben. Oder ob wir so einen –

wie heißt das? – Turban tragen. Und nur wenige können sich vorstellen, dass wir in Damaskus eine Uni mit einer renommierten Medizinerbildung haben. Vor Ausbruch des Bürgerkriegs wurden viele Studiengänge reformiert, neue Gebäude errichtet. Mein Arbeitszimmer dort war besser ausgestattet als das Büro an der Uni in Saarbrücken. Die Lobby des Gebäudes sah aus wie ein Fünfsternenhotel und es gab superschnelles Internet.

Das wissenschaftliche Leben in beiden Ländern unterscheidet sich nicht groß voneinander. In der Anglistik lasen wir in Syrien dieselben Autoren und beschäftigten uns mit denselben literarischen Theorien. Das akademische Niveau in Damaskus war in den Jahren vor dem Krieg immer besser geworden.

Was mir an der Uni des Saarlandes jedoch sofort auffiel: wie multikulturell sie ist. Fast jeder fünfte Student stammt hier aus dem Ausland; die Doktoranden im Seminar kommen aus Russland, Großbritannien, Ungarn, dem Iran, Luxemburg, Österreich und Deutschland. Auf dem Campus werden sogar Halal-Speisen angeboten; man hat Muslime als Konsumenten wahrgenommen. Von den Flüchtlingen verspricht die Uni sich Vorteile. Sie sollen Studienplätze füllen, für die es bisher aus dem In- und Ausland zu wenig Bewerber gibt. Später, so hofft man, werden sie als Ingenieure oder Informatiker im Saarland bleiben. Immerhin 170 Bewerber haben sich schon nach kurzer Zeit für den Eingangstest angemeldet; die meisten stammen aus Syrien.

Ich mache jetzt erst einmal meinen Doktor, ob ich dann in der Wissenschaft bleibe, weiß ich nicht. Wichtiger für mich ist, dass ich endlich eine offizielle Heimat bekomme. Darauf hoffe ich seit einer Ewigkeit. Vielleicht ist mein Lieblingsbuch deshalb auch *Warten auf Godot* von Samuel Beckett. Denn eigentlich bin ich gar kein Syrer, sondern Palästinenser. Meine Familie ist schon einmal geflüchtet, 1948 aus dem heutigen Israel. In meinem Pass steht bei Nationalität »ungeklärt«. Irgendwann soll da ein Land stehen. Vielleicht wird es »Deutschland« sein.

Protokoll: Martin Spiewak

Mohammad Al Saqqa, 32, war Englischdozent an der Uni in Damaskus. Nun arbeitet er an der Universität des Saarlandes und promoviert in Amerikanistik